

KLAUS D. LECIEJEWSKI

111 GRÜNDE, KUBA ZU LIEBEN

Eine Liebeserklärung an das
schönste Land der Welt



SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

Dr. Klaus D. Leciejewski

111 GRÜNDE, KUBA ZU LIEBEN

**Eine Liebeserklärung an
das schönste Land der Welt**

Mit Fotografien von Jitsy Santana Gómez

SCHWARZKOPF & SCHWARZKOPF

INHALT

- 1. KUBA IM AUFBRUCH 9**
Weil der Unterschied zwischen Kuba und Deutschland leicht zu erklären ist | Weil die Geschichte auf Kuba nicht zu Ende ist | Weil Sergio González untergehen wird | Weil ein Spruchband diabolische Freude erzeugen kann | Weil kubanisches Einkaufen ein archaischer Vorgang ist | Weil die Kubaner Qualitäten zu schätzen wissen | Weil die kubanischen Medien immer für eine kuriose Überraschung gut sind
- 2. MENTALITÄT 31**
Weil kubanische Geschichte voller Widersprüche ist | Weil Kubaner über ihre Gesellschaft auch lachen können | Weil die junge kubanische Generation ein anderes Leben als das ihrer Eltern erleben wird | Weil es auf Kuba noch Freimaurer gibt | Weil die kubanische Mentalität keinen Besucher unberührt lässt | Weil Kubaner verschiedener Hautfarbe friedlich zusammenleben | Weil auch Frauen Machos sein können
- 3. EIN GANZES LAND ALS MUSEUM 55**
Weil das Geburtshaus von Fidel Castro seine Geschichte anders erzählt | Weil ich aus Méjico ein Museumsdorf machen würde | Weil Havanna die schönste Stadt Lateinamerikas ist | Weil Havanna über eine unvergleichliche Architektur verfügt | Weil abgelegene Museen mehr über die Gegenwart als über die Vergangenheit verraten | Weil Martí nichts mit Martí zu tun hat | Weil ich mich im Museo Nacional de Bellas Artes in einen Cranach versenken kann | Weil das Santería-Museum gruseln lässt | Weil im größten Friedhof Lateinamerikas die Dominóspielerin schwer zu finden ist | Weil Nachdenklichkeit auch vor dem allerkleinsten Museum nicht haltmacht | Weil der Mythos »Che« den allermeisten Kubanern völlig gleichgültig ist | Weil in Sancti Spiritus eine »römische« Brücke steht
- 4. KUBA VOLLER ABENTEUER 93**
Weil die Kubaner Glücksspielverrückt sind | Weil ein Hurrikan schrecklich aufregend sein kann | Weil Béisbol auch mit bestem Wissen unverständlich bleibt | Weil Hahnenkämpfe zur kubanischen Tradition gehören und ich darauf neugierig war | Weil ich um Mülldeponien einen großen Bogen machen kann | Weil ich auf Kuba

nicht suche, aber finde | Weil im Hotel Nacional eine Ikone zu genießen ist | Weil das größte Indianergrab Mythen entlarvt | Weil der Almendares-Park so herrlich verwunschen ist

5. SONNE UND MEER 121

Weil das kubanische Klima zu jeder Jahreszeit ein Genuss ist | Weil die Insel Jutía so wundervoll einsam liegt | Weil es eine 20 km lange Badewanne hat | Weil Kuba mehr als nur Strand zu bieten hat | Weil in Baracoa Kakaobohnen am Straßenrand wachsen | Weil Camagüey eine irre Stadt ist | Weil der Besuch in einem Zoo spannend ist | Weil sich in das größte Sumpfgebiet der Karibik kaum ein Tourist verirrt | Weil in Havanna Lebenslust und Gesellschaftsverdross eng beieinander wohnen | Weil in kleinen Städten Kostbarkeiten entdeckt werden können | Weil es nur zwei Golfplätze gibt

6. KUNST UND MUSIK 157

Weil kubanische Musik viel mehr als nur Salsa ist | Weil es zahllose Musikstätten gibt | Weil ein Konzert auch ohne Musik beeindruckend sein kann | Weil San Francisco eine unglaublich gute Akustik hat | Weil die Fábrica de Arte Cubano beispielhaft für Deutschland ist | Weil ich Manolito Simonet in den Garten gucken kann

7. WIRTSCHAFT 177

Weil ein kubanischer Bauer auch kleine Kartoffeln liebt | Weil auf Kuba Land urbar gemacht wird | Weil Luis Alberto die besten Schweine züchtet | Weil bekannte westliche Unternehmen das Rückgrat der kubanischen Wirtschaft sind | Weil es in der 19. y B einen Bauernmarkt gibt

8. WELTWEIT DIE BESTE KREOLISCHE KÜCHE 195

Weil Alte Wäsche grandios schmecken kann | Weil Langusten in den Topf springen und Fidel Castro dazu ein Rezept aufgeschrieben hat | Weil eine Schwarze-Bohnen-Suppe in Deutschland unbekannt ist | Weil das Restaurant von Carlos Cristóbal ein Antiquitätenmuseum ist | Weil Moros y Cristianos nicht rassistisch ist | Weil José Raúl eine ordentliche Leistung abliefert | Weil ich mich an kubanisches Fast Food gewöhnt habe | Weil Obst und Salat zwar immer frisch sind, aber Kubaner Fleisch lieben | Weil Kühlhäuser gesundheitsschädlich sind | Weil niemand am Schlachten eines Schweines Anstoß nimmt

9. RUM UND TABAK 225

Weil ich den besten Mojito mixen kann | Weil die Cohiba ein Kulturgut ist | Weil auf Kuba die beste Zigarre der Welt gerollt wird | Weil kubanische Zigarrenfabriken die reinsten Fundgruben sind | Weil der bekannteste Humidor-Fabrikant eine Künstlernatur ist | Weil ich mit dem besten Tabakpflanze befreundet bin | Weil am 31. Dezember Weihnachten nachgeholt wird | Weil ich keinen Likör trinke | Weil die Bar Cho echt abgefahren ist

10. ABENTEUER AUTOFAHRT 253

Weil ein Kilometer auch zwei oder null sein können | Weil von Brücken die Straßen geklaut werden | Weil kubanische Autofahrer unkonventionell sind | Weil »cubisima.com« echt irre ist | Weil ein Autokauf ein Wagnis ist | Weil es einen Schutzengel für mich gibt | Weil ich nirgendwo auf der Welt so wundervoll allein auf der Autobahn fahren kann | Weil Oldtimer Normalität sind | Weil hier abgefahrenere Straßen echt abgefahren sind

11. GEHEIMNISSE UND KURIOSITÄTEN 279

Weil die kubanische Bodega ein mystischer Ort ist | Weil Rodeo kein reines Männervergnügen ist | Weil seine Orte kuriose Namen tragen | Weil »eigentlich« die Vergangenheit und »einst« die Zukunft ist | Weil das Auspacken der Koffer immer Freude bereitet | Weil die Quince weltweit einzigartig ist | Weil auf Kuba Tiere sprechen können | Weil auf Kuba auch Ikonen zu finden sind | Weil Dominó Schwachsinn ist und trotzdem glücklich macht | Weil in jedem Touristenort ein Erzgebirge steht | Weil hier der weltweit kleinste Frosch hüpfte | Weil die Kubaner schon vor der Geburt kreativ sind | Weil Kuba unterhöhlt ist | Weil auf Kuba Kitsch erholsam sein kann | Weil CNN die beste Deutsche Welle ist | Weil der Ausblick vom Focsa-Haus grandios und sein Einblick entlarvend ist

12. FLÜGE, TRANSPORT, WOHNEN 325

Weil auf Kuba Fliegen zwar einfach, aber nicht bequem ist | Weil es so viele Casas Particulares wie Sterne am Himmel gibt | Weil Insel-Hopping problemlos ist | Weil Bus- und Eisenbahnfahrten etwas für Abgehärtete sind | Weil Bernd Hermann hartnäckig bleibt | Weil Cancun nur eine Flugstunde entfernt liegt | Weil Kuba ein sicheres Urlaubsland ist | Weil die Villa Teresa über den besten Ausblick auf Havanna verfügt | Weil ich in meiner Straße das pralle kubanische Leben mitbekomme | Weil auf Kuba Illusionen schon Geschichte sind

1. KAPITEL

KUBA IM AUFBRUCH



Weil der Unterschied zwischen Kuba und Deutschland leicht zu erklären ist

In Colón (der Heimatstadt meiner Frau und der Fotografin der Bilder dieses Buches) wohnen 50.000 Einwohner, in Erfstadt (meiner Heimatstadt bei Köln) ebenso viele. Beide Städte sind in ihren Ländern weitgehend unbekannt.

Colón ist als geplante Siedlung vor 180 Jahren entstanden. Erfstadt ist vor 40 Jahren aus einem Konglomerat von zwei Städtchen und 17 Dörfern hervorgegangen, die älteste Siedlung ist über 800 Jahre alt.

Colón verfügt über so gut wie keine Industrie. Die beiden größten Industrieunternehmen sind eine kleine Konservenfabrik und ein kleiner Getränkeabfüller. Vor 30 Jahren waren die wichtigsten Betriebe in ihrer Umgebung drei große Zuckerfabriken. Heute stehen davon nur noch die hohen betongrauen Schornsteine. In Erfstadt arbeiten zwar mehrere Industriebetriebe, aber zumeist auch nur kleinere, der größte ist ebenfalls ein Getränkeabfüller, indessen entstehen jedes Jahr etliche neue Unternehmen. Die meisten Menschen in Colón arbeiten in einer der vielen unterschiedlichen Schulen der Stadt, gleich danach folgen die Kutscher, Schmiede, Kutschenbauer u.a. für die 600 Pferdekutschen des Nahverkehrs. Die meisten Menschen in Erfstadt arbeiten in Köln und Umgebung in einem Industrieunternehmen oder in einer der Hochschulen bzw. Verwaltungen.

Colón und Erfstadt liegen 8.000 km voneinander entfernt und gehören zu entgegengesetzten Gesellschaftssystemen. Diese Systeme bestimmen das Leben ihrer Einwohner. Um diese Unterschiede zu beschreiben, könnten etliche Seiten gefüllt werden, indessen reichen dafür zwei Sätze aus:

Der Bürgermeister von Erfstadt besucht jedes der zahlreichen Vereinsfeste und der größeren öffentlichen Veranstaltungen. Die Bürgermeisterin von Colón besucht keine Vereinsfeste und keine öffentlichen Veranstaltungen, bis auf die staatlich organisierten Demonstrationen oder Manifestationen.

Diese zwei Sätze beschreiben präzise den gesellschaftlichen Unterschied zwischen den beiden Städten.

Der Bürgermeister von Erftstadt will wiedergewählt werden. Dafür muss er um die Zustimmung bei den Einwohnern werben. Die Bürgermeisterin von Colón ist von der Staatspartei eingesetzt, aber nicht von deren Untergruppe in ihrer Stadt, sondern von der übergeordneten in der Provinzhauptstadt.

In Erftstadt gibt es keine staatlich verordneten Demonstrationen, weil es keine Staatspartei gibt. In Colón gibt es keine Vereinsfeste, weil es keine Vereine gibt.

Den Bürgermeister von Erftstadt kennen die meisten Einwohner oder doch wenigstens ungemein viele. Die Bürgermeisterin in Colón kennen nur sehr wenige Einwohner, durchweg nur solche aus ihrer näheren beruflichen Umgebung. Zahlreiche Einwohner in Erftstadt interessieren sich nicht dafür, welche Person ihre Stadt regiert, denn das Leben in Erftstadt verlangt nichts von ihnen, und die sich dafür interessieren, erhoffen sich davon einen Vorteil. Fast alle Einwohner Colóns interessieren sich nicht dafür, welche Person ihre Stadt regiert, denn jeden Tag müssen sie sich um ihr Leben in Colón mühen, aber falls sie die Bürgermeisterin kennen, haben sie davon keinen Vorteil, zumeist jedenfalls.

Eines der großen Probleme für Erftstadt ist der täglich anfallende Müll. Erst müssen die Einwohner für Milch und Getränke bezahlen, danach für die Entsorgung der Behälter. Wenn die nach staatlichen und wissenschaftlichen Vorschriften organisierte Deponie gefüllt sein sollte, müssen sie noch mehr bezahlen oder aufhören zu konsumieren. Auch in Colón fällt Müll an, der aber nicht als Problem empfunden wird, denn viele Einwohner benötigen gebrauchte Getränkebehälter. Die Deponie von Colón ist ein offener Feldrain. Sie wird regelmäßig angezündet, das hält sie beständig auf eine gleiche Größe und vertreibt auch das Ungeziefer.

In Erftstadt regen sich die Einwohner über das kleinste Loch in der Straße auf. In Colón würde es dafür zu viele Löcher geben. In Colón gibt es 600 Pferdekutschen und nur wenige private Autos. In Erftstadt gibt es keine Pferdekutschen und in fast jedem Haushalt

wenigstens ein Auto. Die einen verdrecken die Straßen, die anderen die Luft.

In Colón spielen zahlreiche Einwohner, allerdings ausschließlich die männlichen, auf der Straße Dominó und noch viel mehr sehen ihnen dabei zu. In Erftstadt spielen die männlichen Einwohner zu Hause am Computer und niemand sieht ihnen dabei zu.

In Erftstadt essen die Einwohner in kleinen Restaurants Hamburger, Pizza und Döner, Letztere auch manchmal auf der Straße, allerdings oft auch lieber allein im Auto. In Colón essen die Einwohner auf der Straße kubanische Pizza (dicker Teig und als Belag eine Art Ketchup sowie mit einem weiteren Belag, der wie Käse aussieht, aber keiner ist, was ja manchmal auch in Deutschland vorkommen soll) und Milchbrötchen mit gebratenem und zerfasertem Schweinefleisch, aber niemals im Auto, denn dann könnten sie ja nicht mit ihren Bekannten auf der Straße schwatzen, und jeder Einwohner hat zahllos viele Bekannte.

Erftstadt ist ein ruhiger, nachts ein sehr stiller Ort. In Colón erklingt bis spät in die Nacht hinein aus zahlreichen Häusern Musik. In Erftstadt leben die Menschen in ihren abgeschlossenen Häusern, in Colón auf den Straßen vor ihren Häusern. In Colón fallen die Temperaturen selten unter 25 Grad, aber wenn doch, dann denken die Einwohner, es ist Winter, und ziehen lange Hosen und Pullover an. In Erftstadt steigen die Temperaturen selten über 25 Grad, aber wenn doch, dann denken die Einwohner, es ist Sommer.

2. GRUND

Weil die Geschichte auf Kuba nicht zu Ende ist

Die Aussage, dass Geschichte niemals stehen bleibt, ist banal, obgleich es Gesellschaften gibt, in denen über längere Zeiträume hinweg keine Entwicklungen zu erkennen sind. Trotzdem existieren derartige Entwicklungen, wenngleich sie sich nicht äußerlich bemerkbar machen, weil sie sich unter der Oberfläche vollziehen, aber die Bedingungen

für – zumeist sogar abrupte – Veränderungen schaffen. Für Kuba trifft dies in erheblichem Maße zu, obwohl während des letzten Jahrzehnts zahlreiche Veränderungen veranlasst wurden, diese zwar äußerlich durchaus kleinere Reformen nach sich zogen, jedoch die wirtschaftlichen Bedingungen nicht wesentlich berührten und überhaupt nicht die politischen. Angesichts der wirtschaftlichen Verfassung des Landes und des Alters seiner engeren Führung entstehen jedoch unausweichlich Fragen für zukünftige Veränderungen.

Zugleich sind in Deutschland Mythen über die kubanische Revolution weit verbreitet, aber nicht nur das, denn auch Mythen über den aktuellen Zustand des Landes gibt es, und ebenso Mythen über die Bedingungen eines Urlaubs auf dieser Insel, in die man sich so leicht verlieben kann.

Ich schreibe hier kurz über derartige Mythen, weil sonst vielleicht so manche Leserinnen und Leser mir – voreilig – den Vorwurf machen könnten, dass ich doch auch nur über Friede, Freude, Eierkuchen schreiben würde.

Das Schwierigste im Leben besteht darin, Mythen aufzugeben, sie abzuschütteln, um die Möglichkeit eines unverstellten Blicks auf die Welt zu gewinnen. Ich stelle hier nur einigen Mythen nachweisbare Fakten gegenüber:

1. Kuba war vor der Revolution ein unterentwickeltes, von den Amerikanern ausgebeutetes und von amerikanischen Mafiosi beherrschtes Land.

1958 gehörte Kuba zu den vier meistentwickelten Ländern Lateinamerikas. Es verfügte über ein höheres Durchschnittseinkommen als zahlreiche westeuropäische Staaten. Beispielsweise wies es mehr Fernsehgeräte pro Kopf der Bevölkerung auf als Italien. Die Weltbank bezeichnete Kuba damals als das meistentwickelte tropische Land. Noch heute wird in deutschsprachigen Reiseführern darauf hingewiesen, dass z.B. auch Al Capone auf Kuba aktiv gewesen sei. Al Capone war niemals auf Kuba, denn seit 1931 saß er in Alcatraz ein, wurde 1939 mit schwerer Syphilis entlassen und starb 1947 in Einsamkeit. Kuba

hatte 1958 ca. 6,5 Millionen Einwohner, davon gehörten ca. 1 Million Menschen, die fast alle in den folgenden zwei Jahren aus Kuba flüchteten, zur Mittelschicht.

2. Kuba hat sich durch die Revolution von der politischen und wirtschaftlichen Abhängigkeit der US-Amerikaner befreit.

Auf dem Höhepunkt der Kubakrise von 1962 waren 42.000 sowjetische Soldaten auf Kuba stationiert. Auch danach war Kuba vollständig von der Belieferung mit sowjetischen Waffen abhängig. Während des Angolakrieges in den 80ern wurde der Einsatz kubanischer Soldaten ausschließlich durch sowjetische Truppentransporter zur Luft und zu Wasser bewältigt. Nach 1962 finanzierte die Sowjetunion den größten Teil des kubanischen Staatsbudgets, zumeist als Kredite getarnt, die jedoch nicht zurückgezahlt werden konnten und später von Putin erlassen wurden.

1958 beherrschte amerikanisches Kapital ca. 30 % der Zuckerproduktion, aber zwei Drittel des Außenhandels wickelte Kuba mit den USA ab. 1980 wickelte Kuba über 80 % seines Außenhandels mit der Sowjetunion sowie mit einigen wenigen anderen sozialistischen Staaten ab. Danach war Kuba wirtschaftlich weitgehend von zwei Staaten abhängig: von den Erdöllieferungen Venezuelas und den Krediten Chinas. Die wichtigsten industriellen und touristischen Wirtschaftszweige Kubas befinden sich heute zu 50 % in der Hand westlicher Großkonzerne, wovon beispielsweise Nestlé fast das gesamte Mineralwasser, die Erfrischungsgetränke und das Speiseeis Kubas produziert.

3. Die Revolution hat das Land alphabetisiert und kostenlose Bildung sowie Gesundheitsfürsorge eingeführt.

1958 betrug die Alphabetisierungsrate landesweit 76 %, in den Städten ca. 90 %, in ländlichen Gegenden immerhin noch 58 %. In den Städten existierte ein, mit westlichen Maßstäben verglichenes, sehr gutes und differenziertes Bildungssystem. Beispielsweise wurde bereits in den 30ern in der Mittelstadt Colón der größte Schulkomplex Kubas ge-

baut. Die Alphabetisierungskampagne der Revolution erstreckte sich hauptsächlich auf ländliche Regionen, was zweifelsohne eine wichtige Maßnahme war, ohne jedoch deren Zielrichtung zu verkennen, nämlich sich zugleich Anhänger des Sozialismus zu schaffen. Gleichfalls war in den Städten das Gesundheitssystem breit entwickelt, auf dem Lande gab es erheblichen Nachholbedarf, aber woran sollte der damals gemessen werden? Das Gesundheitssystem war weiter entwickelt als beispielsweise in Portugal, Spanien oder Süditalien, zudem war es das am weitesten entwickelte Lateinamerikas. Außerdem ist nicht zu verkennen, dass in zahlreichen lateinamerikanischen Staaten Bildung und Gesundheit inzwischen erhebliche Fortschritte gemacht haben. Bildung und Gesundheit können nirgendwo kostenlos sein, schließlich müssen die darin arbeitenden Menschen und das eingesetzte Kapital bezahlt werden. Im Kuba der Revolution wurde es aus zwei Quellen bezahlt, zum einen durch die bereits angeführten sowjetischen Subsidien, zum anderen durch die extrem niedrigen kubanischen Löhne. Von Anfang an konnte der kubanische Sozialismus diese Errungenschaft nicht selber erwirtschaften und war in diesem System die Korruption ein stetiger Begleiter.

Wenn in Reiseführern einige der sogenannten Errungenschaften der Revolution angeführt werden, verschweigen diese zugleich auch nicht den Zustand der meisten Häuser, auch nicht den der Straßen oder den der Industriebetriebe. Ebenso wird angeführt, dass die meisten der in Deutschland bekannten kubanischen Schriftsteller nicht mehr auf Kuba leben oder bereits in westlichen Ländern verstorben sind. Die Revolution hat nach 1959 die gewachsene kubanische Kultur aus den vorhergehenden 60 Jahren der Republik weitgehend zerstört. Indessen gehört zur Kultur nicht nur das, was wir sehen oder hören können, also die vielfältigen Kunstformen oder die materiellen Lebensbedingungen, sondern auch Bedingungen, die wir nicht unmittelbar zu erfassen vermögen, schon gar nicht als Besucher. Dies sind die Verhaltensweisen der Menschen untereinander und die Bedingungen ihres sozialen Beziehungsgeflechts.

Häuser, Straßen und Betriebe sind innerhalb einiger Jahre wieder aufzubauen, aber die Ansichten, die Einstellungen in den Köpfen oder

die unbewussten Verhaltensweisen sind nicht unmittelbar zu verändern. Das gravierendste kulturelle Zerstörungswerk der Revolution ist in den Köpfen und in der Seele der Kubaner vor sich gegangen.

3. GRUND

Weil Sergio González untergehen wird

Fast zwei Jahrhunderte lang konnten problemlos Zucker und Kuba in einem Atemzug genannt werden. Auch heute noch prägen ausgedehnte Felder mit Zuckerrohr viele Gegenden der Insel. Aber dieser Eindruck verstellt den Blick auf die Realität. Die Produktion ist inzwischen so stark gefallen, dass kaum noch Zucker exportiert werden kann, und selbst die Versorgung der Bevölkerung ist nicht immer gesichert.

Über 100 Jahre prägte eine besondere Eigenschaft die Zuckerwirtschaft Kubas. Der Anbau des Zuckerrohrs und seine Verarbeitung zu Rohzucker waren komplett in einer Hand, nämlich in der des Besitzers einer Zuckerrohr-Hacienda. Alles bis zum Versand des Zuckers in die Häfen passierte auf seinem Grund und Boden. Zugleich wurden – quasi nebenbei – auch noch die wichtigsten Nahrungsmittel angebaut, wie Mais, Malanga, Yuca, Reis und Bohnen sowie Hühner, Schweine, Rinder, Ochsen und Pferde gehalten. Die Hacienda war eine in sich geschlossene Einheit, einschließlich der Aufseher, der Sklaven und später auch der Arbeiter sowie ihrer Versorgung mit Lebensmitteln bzw. einfachen Gütern für den Alltag. »Ingenio« war dafür die Bezeichnung auf Kuba. In einer Fabrik entstand der Zucker, alles andere wurde um diese herum zentralisiert, vielleicht daher auch die heutige Bezeichnung »Central« für die Zuckerfabriken. Erst nach der Unabhängigkeit um 1900 löste sich das System der Ingenios allmählich auf. Zumeist trugen sie historische Namen bzw. den Namen ihrer früheren Besitzer. Bis Anfang der 70er-Jahre blieb Zucker das wichtigste Produkt Kubas, danach brach seine Wirtschaft zusammen. In einem kubanischen Buch von 2014 sind alle Unternehmen Kubas

für das Jahr 1958 zusammengestellt. Darin werden diese Fabriken immer noch aufgeführt, als Bestandteil unterschiedlicher Zuckerunternehmen, teilweise im Besitz amerikanischer Konzerne, teilweise im Besitz kubanischer Familien und teilweise in gemischtem Besitz. Nach 1960 wurden sie sämtlich verstaatlicht und ihre Namen den neuen Verhältnissen angepasst.

Wenn man aus der Provinzhauptstadt Matanzas kommt, liegt fünf Kilometer vor der Mittelstadt Colón das Dorf Sergio González. 1840 gründete hier der zweite Sohn der Familie Diago eine Zuckerfabrik. Dieser Familie gehörten umfangreiche Ländereien einschließlich weiterer Zuckerfabriken. Die neue Ingenio erhielt den Namen »Tinguaro«, so auch das Dorf für 160 Jahre.

Das Zentrum des kleinen Dorfes ist sein Dorfplatz. Wie alle Dorfplätze aus der spanischen Zeit ist er viereckig gestaltet mit breit ausladenden Bäumen, deren dichtes Blätterdach fast den gesamten Platz überschattet, an den Rändern des umlaufenden Weges sind Bänke aufgestellt. Am Ende des Platzes beginnt bereits das Gelände der Zuckerfabrik. Sergio González wird von der Regierung als Revolutionsheld verehrt. Als Mitglied der städtischen Widerstandsbewegung »Movimiento 26 de Julio« gegen die Diktatur des Generals Batista wurde er 1958 in Havanna erschossen. Bis dahin hatte er über 100 Bombenattentate verübt. Heute würde er dafür als Terrorist gebrandmarkt. Aber nachdem seine Bewegung die Macht übernommen hatte, war er kein Terrorist mehr, sondern ein Freiheitskämpfer. Indessen – welch eine Ironie der Geschichte – als Namensgeber für das Dorf, die Zuckerfabrik und sogar für das kleine örtliche Baseballstadion hat er keinen Segen gebracht. Die Zuckerfabrik ist in chinesischen Stahlkochern gelandet, auf dem Rasen des Stadions weiden Ziegen, und das Dorf ist vergessen. Es wird kein Zucker mehr auf Tinguaro produziert. Auch die Eisenbahn, die direkt in die Fabrik hineinführte, gibt es nicht mehr.

Drei Teile sind von der Fabrik noch übrig geblieben:

Zuerst die Schornsteine, deren Betonringe immer noch makellos weiß sind. Am linken ist in verblichener Farbe zu lesen »S. González 1964« und am rechten »S. González 1983«. Zwischen ihnen ragt hoch

eine stählerne Welle auf, an deren oberem Teil sich drei unterschiedlich große Zahnräder befinden. Eine unbeabsichtigte Installation, die unwillkürlich an ein Kreuz erinnert. Als Zweites befinden sich dahinter zwei Hallen, einst wahrscheinlich die Lagerhallen für Rohr und Zucker. Teilweise sind sie aus Wellblech, aber teils auch mit Wellasbest verkleidet. In ihnen soll heute ein Öllager sein. Aber niemand im Dorf weiß so richtig, was in ihnen vorgeht.

Das dritte Überbleibsel ist in der ganzen Landschaft verstreut. Es liegt am Wegesrand, vor den Häusern oder macht sich im Alltag der Menschen als Baumaterial nützlich. Keine fünf Meter nach dem Dorfplatz lugt schon das Gehäuse einer Pumpe aus dem Gras, oder eine Kurbelwelle versperrt den Weg, oder ein Gestänge stützt das Vordach eines Hauses, oder ein Rohr grenzt ein Gärtchen ab, oder Räder liegen an Stellen, wo man sich fragt, wie da eine Maschine hingekommen sein soll. Auf dem letzten Gleis, dessen Schienen bis jetzt noch nicht zum Abstützen eines Hauses oder als Zaunpfähle verwendet wurden, rostet ein knappes Dutzend alter Kesselwagen vor sich hin. Überall riecht es nach Metall.

Im großen Verwaltungsgebäude am Dorfplatz stehen vom ersten Stock nur noch die Wände, und selbst im Erdgeschoss hat das Regenwasser die meisten Räume unbenutzbar gemacht. Obgleich die wenigen noch übrig gebliebenen Holzhäuser wahrscheinlich den nächsten Hurrikan nicht überstehen werden, sind sie mit ihren hölzernen Ornamenten und Schnitzereien vom Ende des 19. Jahrhunderts immer noch eindrucksvoll. Vielleicht würde mit ihnen auch die letzte architektonische Erinnerung an die alte »Ingenio« verschwinden, wäre da nicht noch das ehemalige Herrenhaus. Es ähnelt den Plantagenhäusern aus den Südstaaten der USA, mit einem Aufgang sowie einem breiten Vordach an drei seiner Seiten. Aus der Ferne wirkt es noch gut erhalten, sein beiger Anstrich scheint frisch zu sein, die Holzsäulen sind in Blau gehalten, die großen Türen und hohen Fenster sind geöffnet. Aus der Nähe sind die Holzsäulen durch einfache Betonsäulen ersetzt, auf dem Vordach grünt Gras, die Fenster hängen schief in den Angeln, vor seinem Aufgang spielen Kinder. Es dient heute als Kindergarten.

Und wo sind die Menschen geblieben? 1958 arbeiteten auf »Tinguaro« 2.400 Menschen. Fast so viele wie damals im ganzen Dorf wohnten. Etliche von ihnen sind am Vormittag eines normalen Wochentages zu erleben: Frauen stehen vor den Läden, andere hängen in den Vorgärten die Wäsche auf, an den Wegesrändern stehen Männer in gemächlichem Schwatz zusammen, andere spielen im Park Dominó, und an der Bushaltestelle sitzt ein Dutzend Säufer.

Vor den Schornsteinen ist einen Meter über dem Erdboden noch ein schmaler Betonsockel erhalten. Auf ihm steht verwaschen, wenngleich in roter Farbe noch lesbar:

»REVOLUCIÓN«

Hätte Geschichte einen Sinn, würde sie sich dafür rächen, dass aus Terroristen Helden gemacht werden sollen.

4. GRUND

Weil ein Spruchband diabolische Freude erzeugen kann

Eines Tages war es da, niemand wusste, wer es angebracht hatte, es flatterte fröhlich im Wind. Über dem Eingangsportale des Literaturinstituts der Universität von Havanna hing ein Spruchband mit der markanten Aussage:

»Alles, was wir sind, sind wir durch die Revolution!«

Den Studenten und ihren Professoren waren Losungen zum Lobpreis der Revolution nun wahrlich nichts Neues, weshalb auch das Spruchband zunächst keinerlei Aufmerksamkeit auf sich zog. Aber das änderte sich binnen weniger Tage. Anfangs blieben nur einzelne Studenten vor dem Portal stehen, schauten nach oben und grinsten. Dann wurden es immer mehr, bis auch Professoren innehielten. Ganz selbstverständlich ging man davon aus, dass irgendeine höhere staatliche Instanz die Losung angebracht hatte; schließlich entsprach sie exakt der Sicht der Staats- und Parteiführung, gemäß welcher die Revolution alles, aber auch wirklich alles auf Kuba umgekrempelt hatte, wodurch eine völlig neue Gesellschaft entstanden sei.

Dann geschah etwas Seltsames: Das Portal des Literaturinstituts bevölkerte sich. Scheinbar rein zufällig gingen nun auch zahlreiche Studenten anderer Fakultäten mit in den Nacken gelegten Köpfen an ihm vorbei, sogar Mitglieder der Parteileitung wurden erkannt.

Die Studenten und ihre Professoren dachten beim Lesen der Losung an genau dasselbe. Sie dachten nicht an die Revolution, sondern an den desolaten Zustand ihres Gebäudes, an die fehlenden Lehrmaterialien, an die menschenunwürdigen Wohnbedingungen der Studenten, an das abscheuliche Mensaeßen, an den geistigen Zwang, dem sie alltäglich ausgesetzt waren.

Die Professoren erinnerten sich, dass sie niemals an internationalen Literaturdiskussionen würden teilnehmen können, dass sie sogar ihre Lieblingsschriftsteller vor den Studenten verleugnen mussten und über die emigrierten kubanischen Autoren regelmäßig Verachtung ausgießen hatten, dafür aber den Schwachsinn der Staatsschriftsteller als größte künstlerische Leistung würdigen mussten. Die Studenten wiederum dachten vor allem daran, dass die Mehrheit von ihnen nur ein Lebensziel hatte, welches nicht Literaturwissenschaft oder Lektorentätigkeit oder gar Schriftstellerei hieß. Dieses Lebensziel hatte lediglich fünf Buchstaben: Miami!

Noch amüsierten sich die Studenten über die Losung, zwar nur heimlich, aber doch deutlich. Auf den ersten Blick stieß sie der Absolutheitsanspruch ab, denn schließlich verdankten sie das, was sie waren, nicht zuletzt ihren Familien – und hatten sie nicht auch eigene Wünsche? Der zweite Blick ging tiefer. Die Losung kam ihnen wie ein prägnanter Aphorismus vor. Die Revolution, die sie tagtäglich zu preisen hatten, war verantwortlich für ihre elenden Lebensbedingungen und für ihre schizophrene Geistesverfassung.

Sie war dafür verantwortlich, dass sie zugleich ihre Heimat lieben und sie so schnell wie nur möglich verlassen wollten. Offiziell war die Revolution die größte Errungenschaft des Landes; in der abstrakten Formulierung dieser Losung wurde sie zum Gegenteil, das Scheinbare an ihr wurde öffentlich. Dafür liebten die Studenten das Spruchband. Nun schwante auch dem letzten Parteimitglied, dass irgendetwas an der Losung verräterisch sein musste.

Einige Tage später war das Spruchband über Nacht verschwunden. So wie niemand wissen wollte, wer das Spruchband angebracht hatte, wollte auch niemand die Umstände seines Verschwindens erfahren. Indessen hatte sich die Erinnerung daran in den Köpfen der Studenten verankert. Eine diabolische Freude war in ihre Seelen eingezogen.

5. GRUND

Weil kubanisches Einkaufen ein archaischer Vorgang ist

Wie verhält sich ein Volk beim Einkaufen, das ein halbes Jahrhundert nicht einkaufen konnte?

Es verhält sich dabei mit allen nur denkbaren menschlichen Eigenschaften, nur nicht mit der normalen Selbstverständlichkeit eines westlichen Konsumenten, denn diese hat er niemals gelernt. Einkaufen zu können ist ein neuartiges Phänomen in der jüngeren Geschichte Kubas. Allerdings taucht bei diesem Phänomen zuerst eine andere Frage auf. Wieso konnte im letzten halben Jahrhundert nicht eingekauft werden, schließlich gab es immer Geld, mit dem in den Geschäften bezahlt werden musste. Zwar wurde mit Geld bezahlt, aber nicht mit Geld gekauft. Die wichtigsten Mittel zum Leben waren als Kontingente in einem kleinen Heft, der Libreta, aufgeschrieben, und diese Kontingente wurden über eine staatliche Verteilungsstelle verteilt, die Bodega. Zwar war an den Produkten in der Bodega auch ein Preisschild befestigt, aber dieses war rein symbolischer Natur, denn erworben werden konnte immer nur das vom Staat festgelegte persönliche Kontingent, und der Lohn, der ausschließlich aus der Arbeit in staatlichen Unternehmen entstammte, reichte genau aus, um diese Kontingente zu bezahlen. Zwar gab es auch staatliche Geschäfte mit freien Produkten, aber dieses Angebot war recht schmal und hatte für den normalen Kubaner Fantasiepreise. Allerdings wuchs dadurch der Schwarzmarkt beständig.

Dieses System der Versorgung war für den einzelnen Konsumenten einfach. Der Begriff »Einkaufen« war seines traditionellen Inhalts be-